

in Punkto Wähler- und Mitgliederebene den Wandel von der Klassen- zur linken Arbeiterpartei. Eine erfolgreiche Kommunalpolitik (71 Gemeindebürgermeister und die Oberbürgermeister in Döbeln und Wurzen waren Sozialdemokraten!) trug dazu bei, die Stabilität der Organisation auch in Krisenzeiten zu sichern und bei Reichstagswahlen der NSDAP sogar noch bis Ende 1932 erfolgreich Paroli zu bieten. Mit Recht gelangt der Autor zu dem Schluss, dass die „Heranführung weiter Teile der bis 1918 politisch ausgegrenzten Bevölkerungsschichten an die bürgerliche Kultur und die parlamentarische Demokratie“ eine „nicht zu unterschätzende Leistung“ (S. 799) gewesen sei. Die Übernahme der Posten des Leipziger Kreishauptmannes, des Leipziger Polizeipräsidenten, mehrerer besoldeter Leipziger Stadträte, des Vorstehers der Leipziger Stadtverordnetenversammlung sowie von vier Landgerichtsdirektoren am Landgericht Leipzig und am Landesarbeitsgericht Leipzig zeugen sogar eindrucksvoll von der neuen staatspolitischen Verantwortung nach 1918. Was die Frage nach der staatspolitischen Strategie betrifft, so verweist der Autor auf die reformorientierte, linksrepublikanische Konzeption der Leipziger Bezirksführung, die – nach Abstoßung des linksradikalen Flügels 1920 – auf Landesebene in eine mehrjährige fruchtbare Regierungsarbeit mündete und auch später handlungsleitend bleiben sollte. Er verschweigt aber auch nicht, dass die Leipziger Führung ab Frühherbst 1932 von ihrem bisherigen Kurs abging und nun mehr oder weniger zur Konzeption einer Diktatur des Proletariats Zuflucht nahm; allerdings erst, als (rechts)bürgerliche Parteien und Organisationen die demokratische Republik durch ein autoritäres Regierungssystem zu ersetzen versuchten und viele Sozialdemokraten nun zu der Auffassung gelangten, 1918/19 nicht durchgreifend genug die „alten“ Bastionen in Verwaltung, Militär und Wirtschaft geschliffen zu haben.

Im Ganzen gesehen ist Vogel eine beeindruckend dichte Beschreibung dieser so bedeutenden Hochburg der deutschen Sozialdemokratie gelungen. Er hat in seine gut lesbare Gesamtdarstellung buchstäblich alle erreichbaren Quellen und gedruckten Überlieferungen einfließen lassen, was sich insbesondere im voluminösen Umfang der Arbeit niederschlägt. Vielleicht wäre es hier zielführender gewesen, nicht jeden „Stein umzudrehen“. War es – um nur ein Beispiel zu nennen – wirklich nötig, Organisationsfragen wie einem neuen Bezirksstatut seitenlang Raum zu geben (S. 395-400)? Wer freilich all diesen Verästelungen nachspüren will und sich auch über manche grobschlächtige Führungskabale (vor allem zwischen Lipinski und Liebmann) informieren möchte, ist hier bestens bedient, zumal es Vogel versteht, mit abgewogenen Urteilen und immensen Sachverstand den Stoff zu bewältigen. Ein Personenregister trägt dazu bei, beide Bände als ein unverzichtbares Kompendium zur Geschichte der Leipziger SPD zu begreifen.

Dresden

Mike Schmeitzner

NORBERT LITTIG, *Erbaut 1928 CS*. Erinnerung an die jüdische Familie Schönwald aus Großröhrsdorf, Zschesche, Großröhrsdorf 2008. – 279 S. (ISBN: 978-3-9812185-3-4, Preis: 19,95 €). Das Buch ist direkt beim Autor zu beziehen: Pfarrer Norbert Littig, Rödertalstr. 24, OT Kleinröhrsdorf, 01900 Großröhrsdorf).

Großröhrsdorf liegt wenige Kilometer nordöstlich von Dresden im Tal der Großen Röder, einem etwas mehr als 100 Kilometer langen Wasserlauf – hier unweit der Quelle noch ein schmaler Bach. Der bekannteste Abschnitt im Flusslauf der Großen Röder, das Seifersdorfer Tal, ist ein romantischer Landschaftspark. Solche Romantik hat Großröhrsdorf nicht. Die Kleinstadt ist, wie viele Orte in Deutschland, ohne dass es

ihnen anzusehen wäre, ein Ort von Ausgrenzung und Flucht. Davon handelt das 2009 mit dem Sächsischen Landespreis für Heimatforschung ausgezeichnete Buch „Erbaut 1928 CS. Erinnerung an die jüdische Familie Schönwald aus Großröhrsdorf“. Der Autor Norbert Littig ist Pfarrer, er betreut eine Gemeinde und unterrichtet Religion am Gymnasium, und er interessiert sich für die Geschichte von Großröhrsdorf. Dabei hat er einiges herausgefunden über die Menschen, die hier lebten.

Littig stellte fest, dass Richard Seifert am 1. Dezember 1938 das in Großröhrsdorf an der Ecke Bischofswerdaer Straße/Bankstraße gelegene Kaufhaus wieder eröffnete. Dessen Besitzer war Curt Schönwald. Ihn hatten Nationalsozialisten in den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 bei einer „judenfeindlichen Kundgebung“ in „Schutzhaft“ genommen und anschließend in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht. Zu diesem Geschehen fand Littig eine Notiz des ehemaligen Bürgermeisters Max Rentzsch. Diese besagte, dass die Einwohnerschaft Großröhrsdorfs die Ereignisse der Nacht vom 9. zum 10. November „aufs schärfste“ verurteilt habe. Dessen ungeachtet waren jedoch hier wie anderswo im „Dritten Reich“ der Nationalsozialisten, die in der so genannten „Kristallnacht“ die Synagogen anzündeten, die Schau-fensterscheiben des Kaufhauses eingeschlagen worden. Die Täter bezeichnete der mögliche Augenzeuge Rentzsch als „aufgeputschte Parteigenossen“, deren Namen blieben ungenannt (S. 232). Aber der Tischler Heinz Zimmer, der die daraufhin erforderlichen Reparaturen vornahm, wurde vom Ortsgruppenleiter der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), Friedrich Wilhelm Wetter, angeschrieben und mit einer offiziellen Nachricht der Stadtverwaltung darüber informiert, dass er „von öffentlichen Ausschreibungen nunmehr ausgeschlossen“ werde, weil er Juden unterstützt habe. Auch der wenige Tage später im Großröhrsdorfer Hotel Haufe aufgetretene Gauredner Selbach der sächsischen NSDAP-Gauleitung prangerte es an, dass man immer wieder auf Menschen stoße, die diese „armen Juden“ bedauerten, obwohl sie wegen ihrer „verbrecherischen Taten etwas härter anzufassen“ seien (S. 81). Die Frage, welcher Verbrechen die Nationalsozialisten den Großröhrsdorfer Bürger Curt Schönwald bezichtigten, steht unbeantwortet im Raum.

Littig führt den Leser in eine beklemmende Gemengelage des nationalsozialistischen Alltags im kleinstädtisch-ländlichen Raum. Einerseits hatten sich im Oktober des Vorjahres auf zwei Großkundgebungen der NSDAP etwa 2.600 Menschen eingefunden und die zur gleichen Zeit in der Hauptschule gezeigte Ausstellung „Blut und Rasse“ wurde bis abends 20 Uhr offen gehalten, weil die Behörden offensichtlich mit zahlreichen Besuchern rechneten. Andererseits kauften die Einwohner Großröhrsdorfs und aus den Dörfern der Umgebung in dem Kaufhaus regelmäßig ein, sonst hätte Schönwald keineswegs sieben Verkäuferinnen beschäftigen können. Zeitzeugen berichteten Littig, „wie ihre Mütter sie manchmal mit dem Hinweis zu Schönwalds geschickt haben, sie sollten den Seiteneingang benutzen“ (S. 71) – der Umstand, dass 1938 das Kaufhaus innerhalb kürzester Zeit in neue Hände übergang, ist ein Indiz für ein gut gehendes Geschäft. Trotz der verstärkten antijüdischen Hetze und der Versuche des seit Januar 1937 amtierenden Bürgermeisters Herbert Rosig, die Einwohner zum Boykott von Schönwalds Geschäft zu bewegen, gaben die Eltern Ilse Höfgens ihre Tochter bei ihm in die Lehre. Den erst 1928 fertig gestellten Neubau hatten die Schönwalds, die 1912 von Berlin nach Großröhrsdorf kamen und einen Textilwarenladen eröffneten, errichten lassen, weil der Platz im ersten Laden für das große Warenangebot nicht mehr ausreichte. Dafür mussten sie eine beträchtliche Hypothek aufnehmen.

Die von dem Tischler Zimmer unterstützten, von anderen bedauerten und dennoch zur Flucht genötigten ehemaligen jüdischen Nachbarn und Mitbürger wohnten danach in Berlin. Von dort aus wollten sie Deutschland verlassen und suchten nach

einem Käufer für ihren für sie nutzlos gewordenen Besitz. In Richard Seifert gab es einen Interessenten, doch der machte nach der „Übernahme des Hauses Schwierigkeiten“ (S. 91). Littig fand heraus, dass Seifert den Kauf zwar nicht mit Begleichung von Kaufpreis und Tilgung der Schuld ordnungsgemäß zum Abschluss gebracht, dass er aber dennoch einen rechtskräftigen Kaufvertrag hatte. Damit blieb er nach 1945 rechtmäßiger Eigentümer. Das Kaufhaus besaß abzüglich der Hypothek einen damaligen Verkaufswert von 50.000 Reichsmark und gehörte Seifert zum Nulltarif.

Während das Ehepaar Schönwald vergeblich die Ausreise betrieb, konnten beide Kinder 1939 emigrieren. Die Tochter Suse, geboren 1915, gelangte mit ihrem Ehemann Alfred Lachmann nach Süd-Rhodesien und lebt noch heute in einem kleinen jüdischen Altersheim in Kapstadt/Südafrika. Der 1912 in Großröhrsdorf geborene Heinz Schönwald starb in den USA 1986 als Henry Wald. Er hatte niemals „mit seinen Kindern über seine Eltern sprechen können“ (S. 151). Diese gehörten zu einem Transport in Richtung Lublin, der am 28. März 1942 Berlin verließ. Entweder ist das Ehepaar Schönwald 1942 im Transitghetto Piaski bei Lublin umgekommen oder im Vernichtungslager Sobibor ermordet worden. Der Enkel Schönwalds, der Politikwissenschaftler Kenneth D. Wald, lernte seine Großeltern nie kennen und hatte von seinem Vater nur erfahren, dass sie in einem Konzentrationslager umgekommen waren. Im Nachlass entdeckte er Briefe aus Deutschland. Die sagten ihm nichts, bis „mir Norbert Littig meine Familie und meine Geschichte zurückgegeben“ hat. Der Enkel wusste fast nichts über die Schönwalds. Deswegen konnte er in ihnen bis dahin nicht seine Großeltern sehen, sondern lediglich „irgendeine Familie in irgendeinem anderen Land in weit entfernter Vergangenheit ohne jeglichen Bezug“ zu ihm (S. 4).

In Littigs Buch geht es um weitaus mehr als um das bloße Bewahren der Vergangenheit vor dem Vergessenwerden. Es geht, das wird in dem Geleitwort Kenneth D. Walds deutlich, um die Rückgewinnung von Geschichte. So kann Historiografie ein Wiederfinden längst verlorener Geschichte sein. Das erfordert präzise Fragen nach Zusammenhängen sowie eine geduldige und gründliche Recherche. Mit Hilfe zweier Mitstreiter begann Littig 1995 Informationen zu sammeln. In den ersten Kapiteln im Hauptteil des Buches wird die Geschichte des 1912 nach Großröhrsdorf gekommenen Ehepaars Schönwald thematisiert. Mit zahlreichen Fotos und Faksimiles versehen, erzählen diese Kapitel lebendig von den Lebensstationen der Schönwalds in Großröhrsdorf – den Jahren der Normalität bis 1933 und der anschließenden sukzessiven Diskriminierung bis zum endgültigen Ausschluss der Schönwalds aus der Lebenswelt ihrer Mitbürger 1938.

Ermöglicht wurde diese einprägsame Beschreibung, angereichert durch Berichte zahlreicher befragter Zeitzeugen, nicht zuletzt durch den Kontakt zu Schönwalds Enkel in den USA, der die Briefe seiner Großeltern zur Verfügung stellte. In diesen Briefen, zahlreiche Zitate sind im zehnten Kapitel abgedruckt, schildern die Eltern Schönwald ihrem emigrierten Sohn Heinz die bedrückende Situation jüdischer Existenz im nationalsozialistischen Deutschland und die aussichtslosen Bemühungen um die eigene Ausreise. Die zur Deportation und Ermordung ermittelten Fakten folgen in den weiteren Kapiteln. Abschließend erfährt der Leser weiteres über die Biografie der Kinder in der Emigration und darüber, wie die Recherche zum Leben der Schönwalds in Großröhrsdorf verlief. Der zweite Teil des Buches besteht aus umfangreichen Hinweisen, Ergänzungen und Anmerkungen, die den historischen Bericht in den zeitgeschichtlichen Kontext und in den gegenwärtigen Horizont einbetten. Verzeichnisse von Lebensdaten der Schönwalds und der mit ihnen verbundenen Menschen, ein Stammbaum sowie ein Abbildungs- und Quellenverzeichnis runden das Buch ab.

„Erbaut 1928 CS. Erinnerung an die jüdische Familie Schönwald aus Großröhrsdorf“ ist keine historische Analyse, vielmehr eine sorgfältige und gründliche Doku-

mentation und ein authentisches Beispiel für integrierte Geschichtsschreibung.¹ Diese chronologisch berichtende Darstellung, die nicht auf Parteinahme und Interpretation verzichtet, kann Beziehungen herstellen, die sonst nur undeutlich wahrgenommen werden. In diesem Fall betrifft es die Beiläufigkeit der tiefen Verstrickung ganz normaler Nachbarn und freundlicher Mitbürger in die nationalsozialistische Verfolgungspolitik. Littig hat überzeugend den Zusammenhang herausgearbeitet, der zwischen der Ermordung der europäischen Juden durch die Nationalsozialisten und der Ausgrenzung einer jüdischen Familie unter passiver Teilnahme der städtischen Gesellschaft bestand. Deswegen stellt sich immer wieder neu die Frage, ob und in welchem Ausmaß deren fehlende Gegenwehr und unterlassener Protest den Ablauf der Ereignisse beeinflusst haben würden. Es ist zu wünschen, dass das Buch nicht nur zahlreiche Leser findet, sondern auch andernorts weitere Nachforschungen veranlasst.

Dresden

Thomas Widera

JOHANNES FRACKOWIAK, Soziale Demokratie als Ideal. Die Verfassungsdiskussionen in Sachsen nach 1918 und 1945 (Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland, Bd. 10), Böhlau Verlag GmbH, Köln 2005. – 367 S. (ISBN: 3-412-08404-2, Preis: 34,90 €).

Johannes Frackowiaks Dissertation ist der vorerst letzte Band der Reihe „Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland“, die seit 1995 zahlreiche Bausteine zur politischen wie sozialen Geschichte des mitteleuropäischen Raumes geliefert hat. Und gleich den vorangehenden Bänden schließt auch Frackowiaks Arbeit eine Lücke der sächsischen Geschichte – genauer: der Geschichtsschreibung –, wurde die Auseinandersetzung mit den sächsischen Verfassungswerken des 20. Jahrhunderts doch in der Vergangenheit vor allem von Juristen dominiert, deren Untersuchungen aber zumeist, so die zutreffende Einschätzung des Autors, aufgrund der „Vernachlässigung jüngster Forschungsergebnisse [...] zu ahistorischen Trugschlüssen“ (S. 14) kamen. Eine dezidiert historische Auseinandersetzung stellte dagegen ein Desiderat dar, insonderheit mit Blick auf die Diskurse und Debatten um die Ausgestaltung der jeweiligen Verfassungsordnungen, die Frackowiak eingehend analysiert. Allerdings resultierte die bislang unterbliebene Auseinandersetzung mit den sächsischen Verfassungen auch aus der ihnen zugemessenen Bedeutung. Schließlich wurde „Die Verfassung des Freistaates Sachsen“ vom 1. November 1920 „auf Grund ihres Torsocharakters ohne Grundrechtekatalog und ihrer eindeutigen Unterordnung unter die Weimarer Reichsverfassung“ (S. 12) als relativ bedeutungslos bewertet. Die „Verfassung des Landes Sachsen“ vom 28. Februar 1947 hingegen stand im Ruf eines „Durchgangsstadiums in die nächste Diktatur“, als ein „nicht ernst zu nehmendes Täuschungsmanöver von Sowjets und SED.“ (S. 15) Diese Einschätzung mag zwar teilweise berechtigt sein, bedenkt man etwa die Einflussnahme der Sowjetischen Militäradministration auf den Prozess der Ausarbeitung der Verfassungen. Allerdings vermag Frackowiaks Ansatz, eben nicht jeden einzelnen Paragraphen der Verfassungswerke auf Inhalt und Wirkung zu analysieren, sondern vielmehr den politischen, gesellschaftlichen und auch individualbiografisch bedingten Entstehungsprozess nachzuzeichnen, die eigentliche Be-

¹ SAUL FRIEDLÄNDER, Eine integrierte Geschichte des Holocaust, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 14/15 (2007), S. 7-14.